stete, machte ganz, seufzte hörbar — da, endlich, die „Prüfungskommission“ nahte. Papa machte eine so überzeugte Verbeugung vor ihr, als stände er vor seinem höchsten Vorgesetzten. Man guckte, runzelte die Augenbrauen, legte den Kopf auf die Seite, nickte, schien nachzudenken — grüßte lächelnd, dankte, ging.

Eine innerliche Luft blieb in Papas Herzen zurück, als die „Herren“ gegangen waren. Er entzündete eine dickbauchige Importe. „Als Lohn“ — dachte er — „zur Beruhigung“ stellte Mama fest, die ohnehin die ganze Situation weniger ernst nahm.

Nun, eine Flasche Champus tat es schließlich auch, begann Papa sich zu bescheiden, oder — oder . . . Fünf Uhr. Höhepunkt der Erwartung auf der ganzen Linie.

Laut und unbarmherzig drang die Stimme des urteilsverkündenden Gewaltigen über die atemlos Lauschenden hinweg.

Papas übermache Sinne vernehmen den vernichtenden Entscheid. Der sechste Preis wurde bereits verlesen. Nichts von einem Krokodil! Wieviel Preise waren es doch? 15! Also da konnte man immerhin noch — aber nun, dazu war man zu stolz — einen 10. Preis etwa — niemals! Im Unterbewußtsein regte sich bei ihm so etwas was dem Begriff „Schiebung“ verzweifelt ähnlich schien.

Papa wollte gehen. Er hatte alles Interesse verloren. Mama hielt ihn zurück. Wie zum Trotz blieb er also.

„Fünfzehnter und damit letzter Preis: Eine Schachtel, 25 Manolizigaretten für den Riesenhecht des Ministerialrat Sander!“

Papas Atem ging stoßweise. Blaue Ringe tanzten vor seinen Augen. Seine schmale Rechte griff wie unbewußt an die Stirn. „Komm“, das war alles, was er herausbrachte. Mama empfand ehrliches Mitleid. Sie war aber so unüberlegt, ihren Trostversuch in die Worte zu kleiden: „Ich sagte es dir doch gleich, daß“ . . . weiter kam sie nicht.

„Banause“ entglitt es Papas verkniffenen Lippen. Damit zündete er sich die zweite Beruhigungszigarre an. Jetzt hatte er sie wirklich nötig.

Erziehung durch Bühne und Film

Von H. Ertle.

„Die Toiletten stammen aus dem Hause X“ Diese Fußnote, die keinem Theaterzettel eines modernen Bühnenstückes, keiner Ankündigung des nachfolgenden Filmes fehlt, ist uns heute Gewohnheit geworden. Gleich selbstverständlich erscheint es, daß wir uns irgend ein Kleid einer Künstlerin zum Vorbild wählen, daß wir in der Modekreation auf der Bühne endlich die Verwirklichung jener, bis dahin vielleicht noch etwas unklaren Idee finden, die uns für unser nächstes Kleid vorgeschwebt hat. Abgesehen von der Revue, die Dekolletts ohne Ende bringt, und für die Extravaganz, Clou und Lebensbedingung ist, sind die Gewänder auf der Bühne und im Film in der Regel durchaus jene des ersten Geschmackes, sind destinguiert, vornehm, tonangebend.

Ateliers von Weltruf rechnen es sich zur Ehre an, ihre Schöpfungen „auf den Brettern“, die nicht nur „die Welt“, sondern auch die „Mode“ bedeuten, vor die Augen einer großen Oeffentlichkeit zu bringen, setzen ihren Stolz darein, die Ausstattung einer Filmdiva als beste Propaganda des individuellen Könnens ihres Hauses, zu übernehmen, wohl wissend, daß Abertausende gleichermaßen die Kunst des Regisseurs, den Fluß der Handlung, die lebensechte Darstellung der Schauspieler und eben . . . ihre Art sich zu kleiden, bewundern. Wie oft aber kommt es vor, daß Regiefehler ins Auge fallen, daß die Handlung flach, seicht und unbefriedigend ist, die Typen der Darsteller nicht entsprechend gewählt sind und es kann passieren, daß man im Theater oder Kino die Worte hört: „Wenn nicht die schönen Kleider wären . . .“

Von den Kunstgenüssen abgesehen, sind somit Bühne und Film nicht nur die Erzieher der breiten Masse in punkto Kleidergeschmack, noch ein Weiteres darf beiden zugute gebucht werden: die Erziehung der jungen Generation zur natürlichen Grazie. — Zugleich mit dem Pathos der alten Schule der Schauspieler verschwand die großartige, unnatürliche, unwahre Geste. Ersetzt wurden sie durch das natürliche Wort, mit der dem Leben abgelauschten Gebärde.

All den tausenden Mädchen und Frauen, Besucherinnen von Theater und Kinos, wird so fast unmerklich eingeimpft, wie sie sich zu benehmen, wie sie zu gehen haben. Die früher traditionelle Unnatürlichkeit der Erziehung ist ja überwunden. Denn wie lächerlich würde sich heute die falsche Art einer Etikette im Büro, in der Fabrik, oder auf der Hochschule ausnehmen, wo Knaben und Mädchen, Jünglinge und erwachsene Töchter nebeneinander lernen oder arbeiten als — Berufskameraden.

Richtig betriebener Sport, welcher die Jugend gesund, kräftig und elastisch macht und für den Lebenskampf stählt im Zusammenklang mit Bühne und Film, die klar dartun, wie die sportgestählte Kraft in anmutige Bewegung umgesetzt wird, wie die Frau zu gehen, sich zu setzen, kurzum sich zu bewegen hat, sind 2 Faktoren in der heutigen Jugenderziehung, die wohltuend zusammenfließen können.

Der in jeder Frau vorhandene Nachahmungstrieb führt sicher so manches Mädchen nach dem Kino- oder Theaterbesuch vor den Spiegel, um dort zu versuchen, zu probieren, zu lernen und endlich — zu beherrschen: den Takt eines natürlichen Auftretens, der bezwingender ist, als angelerntes, puppenhaftes Lächeln und Geziertheit eckiger Bewegungen.

Mode, Bühne und Film, näher verwandt und dem auslösenden Eindruck tiefer verbunden, als man schlechthin annehmen würde, sind so unbewußt gute Helfer in der Erziehung der heutigen Jugend.

Was wiegt mein Kind?

Vom Reichsausschuß für hygienische Volksbelehrung wird uns geschrieben:

Wenn die Kinder aus den Ferien zurückkommen, pflegt man in vielen Kreisen den Wert des Erholungsurlaubs nach der Gewichtszunahme zu beurteilen. Viele Mütter erwarten, daß ihre Kinder während des Ferienaufenthalts so und so viele Pfund an Körpergewicht zunehmen. Da gibt es dann oft große Enttäuschungen, denn es wird meist nicht bedacht, daß die Kinder draußen fast den ganzen Tag in der frischen Luft herumtollen, baden und turnen. In vielen Fällen wird also das Kind nicht an Körpergewicht zunehmen, aber dafür an Muskel- und Nervenkraft gewinnen, und Appetit und Schlaflosigkeit, rasches Ermüden usw. werden verschwinden. Das Gewicht für sich allein macht es nicht. Man sollte meinen, daß dies eine Selbstverständlichkeit sei. Doch bemerkt man immer wieder, wie die Mütter die Gewichte ihrer Kinder gegenseitig vergleichen, und wie eine ängstlich veranlagte Mutter erschrickt, wenn ihr Kind etwas weniger wiegt als ein gleichaltriges anderes, oder wenn es etwas abgenommen hat. Für den Arzt sind nur dauernde Gewichtsabnahmen, verbunden mit anderen Krankheitsanzeichen, beängstigend. Aus dem Längen- und Gewichtsmaß zusammen mit dem Alter kann der Arzt mittels sinnreich erdachter und auf jahrelanger wissenschaftlicher Erfahrung aufgebauter Berechnungsmethoden Schlüsse auf die Beschaffenheit des Körpers ziehen. Wir wissen auch, daß sich die Längen- und Gewichtsmaße in bestimmten Lebensabschnitten, z. B. im Pubertätsalter, verschieben, daß ferner das Gewicht im allgemeinen im Sommer niedriger ist als im Winter, und daß die Mädchen andere Wachstumgesetze und damit andere Gewichtsverhältnisse aufweisen als die Knaben.

Also ja keine Beunruhigung, liebe Mütter! Noch weniger laßt euch dazu verleiten, bei etwaigen nur geringen Gewichtszunahmen eures Kindes den betreffenden Erholungsheimen den Vorwurf zu machen, eure Kinder seien nicht genügend verpflegt worden. Ihr könnt mit solchen unüberlegten Aeußerungen einem Heim sehr schaden. Denkt vielmehr daran, wieviel Arbeit und Mühe dahintersteckt, eine Schar von plötzlich losgelassenen Stadtkindern zu bändigen und sich austoben zu lassen. Seid denen dankbar, die wochenlang die Verantwortung für eure Kinder auf sich genommen haben!

Ja, der Sonnenschirm

Der Sonnenschirm wird wieder große Mode! Seit Jahren gehörte er nicht mehr zur Ausstattung der Weltdame, die den Sonnenschein ungehindert auf sich einwirken ließ. Braun war modern, und wo natürliches Braun sich nicht einstellte, half man mit künstlichen Mitteln nach. Heute aber greift die Dame wieder zum Sonnenschirm. Wohl erscheint dieser noch hier und da, hervorgeholt aus alten Familienbeständen, eine Erinnerung an Großmutters Jugendfrische, in puffiger, volantgeschmückter Form, schwarzer Seide, groß wie ein Regenschirm. Aber schon hat sich die Moderne seiner angenommen und ihn zeitgemäß umgestaltet: zierlich klein etwa vom Umfang eines größeren Kochtopfdeckels (!) ist er auf den Promenaden der Kurorte zu sehen. Nur so groß, daß er den nötigen Schatten spendet, etwas Aufsehen erregt, ohne aber aufdringlich zu werden. Natürlich kurzstielig. Wer es farbenfroh, wie nur eben möglich: einfarbig weiß, grün, blau, rot, lila usw. oder in gigantischer Art bemalt mit Blumen, Figuren und ganzen Bildern, Form flach bis leicht gewölbt, je nach Muster. Stoff: Seide, Kunstseide oder — japanisches Papier! So zeigt sich der Sonnenschirm wieder als notwendiges Attribut der Dame von Welt, die sich seiner, auch wenn er zusammengelegt ist, mit Eleganz und Grazie zu bedienen weiß. Wie es unsere Großmütter konnten mit ihren Riesen-Sonnenschirmen — als Stoffverschwendung beim Kleiderrock noch üblich war.

Erfrischende Sommersuppen

Fruchtsaftsuppe mit Makronen.

1½ Pfund Johannisbeeren und ½ Pfund Himbeeren werden in 1 Liter Wasser gekocht und durch ein Sieb getrieben. Den gewonnenen Saft läßt man mit ¾ Liter Wasser aufkochen, schmeckt mit Zucker und Süßstoff ab und bindet die Suppe mit 1½ Eßlöffel voll aufgelöstem Maizena. Die Suppe wird mit Suppenmakronen angerichtet und kalt serviert.

Apfelweinsuppe mit Sago.

75 Gramm Sago läßt man in 1 Liter Wasser mit einem Stückchen Zimt und Zitronenschale klar kochen. Sobald dieses geschehen ist, gießt man eine große Flasche voll Apfelwein hinzu und läßt die Suppe gut heiß werden. Man schmeckt mit Zucker und Süßstoff ab und serviert die Suppe mit einer Einlage von Suppenmakronen.

Brotsuppe mit Weiß- oder Apfelwein.

3 Scheiben Grobbrot werden am Abend zuvor in 1 Liter kaltem Wasser eingeweicht und am nächsten Tage weichgekocht. Der Brei wird durch einen Durchschlag getrieben. 1 Liter Wein wird mit einem Stückchen Zitronenschale ins Kochen gebracht und mit einem Eßlöffel voll aufgelöstem Maizena gebunden. Hierzu wird der Brotbrei gegeben und mit Salz und Zucker abgeschmeckt. Einen Stich Butter läßt man darin zergehen. In der Terrine wird ein Eidotter aufgeschlagen und die heiße Suppe unter ständigem Schlagen hinzugegossen.

Kirschsuppe mit Nocken.

1¼ Liter Wasser werden zum Kochen aufgesetzt. Inzwischen werden 3 Eßlöffel voll Weizenmehl und 1 ganzes Ei zu kleinen Nocken verrührt. Sie werden in das kochende Wasser gestreut. Hierzu gibt man ein Stück Zimt, Zitronenschale und 1—1½ Pfund entsteinte Sauerkirschen. Nachdem die Suppe 10 Minuten langsam gekocht hat, schmeckt man mit Zucker und Salz ab. Die Suppe ist sehr nahrhaft und sättigend.

Pflaumensuppe mit Vanillekößen.

Am Tage zuvor bereitet man schon ein Schälchen voll Vanillecreme, zu welchem man die bekannten Pulver verwendet. Nun werden 1 bis 1½ Pfund blaue Herbstpflaumen gewaschen und entsteint. Sie werden mit 1½ Liter Wasser sowie einem Stück Zimt und Zitronenschale gargekocht, dann bindet man sie mit einem Eßlöffel voll Mondamin, welches man in Wasser aufgelöst hat. Die Suppe wird mit Zucker und Süßstofflösung abgeschmeckt. Beim Anrichten legt man einige Eßlöffel voll von der kalten Vanillecreme auf die Suppenteller und füllt die heiße Suppe darüber.

H. W.

Büchertisch

„Die Gartenlaube“ Heft 31. Ein neuer Roman von Hermann Stegemann — „Die Herrin der Krall“ — beginnt jetzt in der „Gartenlaube“. Die Freunde der reifen, kultivierten Erzählungskunst Hermann Stegemanns werden das neueste Werk des Dichters mit freudiger Anteilnahme begrüßen. Außer dem neuen Roman bringt die „Gartenlaube“ eine Reihe lesenswerter Aufsätze und Erzählungen. Wir nennen nur: Cornel Schmitts Aufsatz „Die Tragödie des Kohlweißlings“, der vom Daseinskampf in der Natur erzählt, und einen Reisebrief „Zerstörte Südseeparadiese“ des bekannten Naturforschers R. H. Francé, in dem er die poesiezerstörende Wirkung der modernen Zivilisation schildert. Von frohen, glanzvollen Festtagen erzählen die Bilder vom Sängerfest in Wien, vom Turnfest in Köln und von der 300jährigen Befreiungsfeier der Stadt Stralsund.

Verantwortlich: H. Seemmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 32 Altena, den 7. August 1928

Frauen untereinander

Von Sofy Fuchs-Stermose.

Wie die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch nicht loszulösen sind von der sozialen und gesellschaftlichen Grundlage, den wirtschaftlichen Bedingungen und den Verhältnissen der Berufsgemeinschaft, in der sie stehen, so wirkt der Daseinskreis, in dem das Leben der Frauen verläuft, bestimmend auf ihr wechselseitiges Verhältnis. Darüber hinaus gibt es freilich noch eine andere Ebene, auf der die Geschlechtsgenossinnen sich treffen — doch gleichviel unter welchen Voraussetzungen, das wahre Wesen der Frau zeigt sich am echtesten da, wo Frauen untereinander sich geben.

Es ist natürlich eine böswillige Verleumdung der Männer, daß Frauen einander nicht Freunde in des Wortes edelstem Sinne sein könnten, weil sie immer Rivalinnen sind, wenngleich zugegeben werden muß, daß wahre, tiefgehende Freundschaft zwischen Frauen weit seltener vorkommt als zwischen Männern. Das liegt nun einmal in der Natur der Frau, deren wesentliche Richtung und Bestimmung dem Mann zustrebt, in dessen Besitz und Hingabe sie erst die Erfüllung ihres Menschentums erlebt. An dieser Tatsache kann keine Frauenbewegung etwas ändern, die doch im Grunde nur aus einer Notwehr entstanden ist; denn mag man noch so viel revolutionieren und emanzipieren — ewig bleibt doch die Zweiteilung des Menschen in Mann und Weib und ihre von tiefer Schöpferweisheit geformte Verschiedenartigkeit.

Was macht denn eigentlich das Leben wirklich lebenswert? Ist es nicht das: sein eigenes Da-Sein im Erfassen, Verstehen und Mitschwingen der anderen zu fühlen und im Erleben „hoher Augenblicke“ die Enge hier auf Erden zur Ewigkeit zu erweitern? Der Mensch, der sich eng-egoistisch in seine kleine Interessenwelt verschließt, ohne sich einzufügen in den Lebensrhythmus der Gesamtheit, ohne den Pulsschlag seines Nächsten wie den eigenen zu fühlen, erstickt unfehlbar an seiner Luftnot und verflacht an der inneren Bedeutungslosigkeit. Wo wir einem „großen“ Menschen begegnen, sei es ein Genius der Kunst, Wissenschaft, Religion oder stiller Menschlichkeit, da finden wir eine außerordentliche Hingabefähigkeit und das Bedürfnis, ganz in den anderen einzudringen, seinen Menschen zu entdecken und zu erschließen — und sich selbst ihm. Darin liegt das Wesen und das Glück der echten Freundschaft, ein Tiefenerlebnis von einem derartigen Aufschwung der Lebenskraft, daß man es nicht beschreiben kann; man muß es selbst erlebt haben, um es zu verstehen.

Gewiß, eine Freundschaft mit solcher Dimension ist Schicksal und kein alltägliches Geschehen, kein Akt des bloßen Willens. Aber werden in dem toten, stumpfen, gleichgültigen Verkehr der Menschen nicht alle Keime zu solcher Möglichkeit erstickt? Zumal unter den Frauen! Ob es nun jene berüchtigten Kaffeegesellschaften in den verschiedenen Formen sind, jene Brutstätten kleinlichen Klatsches und boshafter Ränke, die irgend einem Anwesenden etwas „anhängen“ — ob es die Zwangsgemeinschaft des modernen Berufslebens ist, deren Charakter im wesentlichen darin besteht, die Kollegin auszustechen und sich über ihre Niederlage zu freuen — oder ob ein rein weibliches Geselligkeitsbedürfnis die Frauen zusammenführt, um sich einmal ohne männliche Zeugen „auszusprechen“ — sind es nicht in neunzig von hundert Fällen Nichtigkeiten und Schlimmeres, was sie da austauschen? Und die Folge davon? Man geht heim mit ödem, leeren Herzen und Hirn, weil das in dem Hohltraum aufgestapelte Stroh nur frisch aufgeschüttelt wurde, statt all dies Bedrückende einmal von sich zu werfen und mit einem neuen, gehaltvollen, geistig seelischen Erleben zu füllen.

Zuversicht

Ueber allen Stürmen
Steht ein Hoffnungsstern,
Ueber allen Türmen
Weht ein Hauch des Herrn.
Ueber allen Schlünden
Keimt ein Blümlein auf
Ueber allen Sünden
Geht der Sonne Lauf.

Halte hoch im Herzen
Nur das heilige Licht,
Und durch alle Schmerzen
Leitet Zuversicht.
Wisse Gottes Willen
Dir in jeder Qual,
Und du dringst im Stillen
Durch zum heiligen Gral.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Es ist ja schwer, die von ihrer Tüchtigkeit und Wichtigkeit überzeugten Nur-Hausfrauen für Dinge zu interessieren, die jenseits ihres Bezirks liegen; es ist nicht minder schwer, den beruflich Abgeackerten, die um ihr Dasein kämpfen müssen, über seichte Unterhaltung hinaus eine Entspannung zu bieten, die sie vom Druck des Alltags erlöst, ihren Lebensraum erweitert und sie in Seelentiefen führt, aus denen sie ungeahnte Kräfte schöpfen. Und doch müssen gerade wir Frauen uns über des Daseins Enge erheben, je mehr es der Eintönigkeit ausgesetzt ist, wenn wir nicht hoffnungslos verflachen und des köstlichsten Lebensgefühls verlustig gehen wollen. Viel kann schon erreicht werden, wenn wir Frauen untereinander es uns zur Lebensregel machen, die Feierstunden unseres Beisammenseins nicht mit Alltagsgeschwätz zu entweihen, sondern sie dem Menschen in uns zu widmen, Natur- und echten Kulturgenuß zu suchen, mit warmer Hingabe in die Seelen unserer Mitschwestern zu lauschen, daß alles Nüchterne, Konventionelle, Neidische und Voreingenommene zerfließt vor dem Reichtum und der Tiefe eines fühlenden Herzens und der begeisterten Empfänglichkeit für alles Hohe und Ewige.

Raketen aus Kinderseelen

Von Prof. Friedrich Weber-Robine, Berlin.

Es ist ein eigen Ding um das Innenleben des Kindes. Befindet es sich allein, fühlt es sich unbeobachtet, so fördert es durch Mienenspiel, Gebaren und Selbstgespräche oft Köstliches zu Tage. Doch mit einem Schlage wandelt sich sein Wesen, wenn es plötzlich entdeckt muß, daß es belauscht wird.

Wiederum wartet es mit Fragen auf, die nicht selten auch den Lebenskundigen in Verlegenheit setzen, namentlich wenn er im Abteil der Eisenbahn oder in einem sonstigen engeren Raum ins Verhör genommen wird.

Und besitzt nicht das Kind die Kunst, eine ganze Gesellschaft in seinen Zauberbann zu ziehen?

Die Macht der Unschuld — und das Glück ohne Reu'.

Spielplätze, Kinderstuben und Schulen sind die Reiche, in denen die Raketen aus den Seelen der Kleinen aufblitzen, die nicht ahnen, wie sehr sie die Literatur des Humors auf Zeiten hinaus befruchten. Und wenn Frau Sorge die Stimmung eines Hauses noch so sehr herabdrückt, eine frohe Kindesnatur erhellt jedes Dunkel wieder.

Besonders sind es die Lehrer und Mütter, von denen manche Bände über heitere Einfälle der Kinder schreiben könnten. Wenn der Lehrer auch mit noch so tiefem Ernst den Schülern der unreifen Klassen die empfindlichen Kapitel der Schöpfungsgeschichte beibringen will, schwebt er stets in der Gefahr, durch irgend einen tollen Einfall seiner Schüler aus dem Gleise gebracht zu werden.

Das niedliche Märchen vom Klapperstorch, der die Kinder durch den Kamin herunter läßt, damit sie am Morgen einfach aus dem Ofenloch heraus genommen werden können, nützt nichts, wenn ein kleines Mädchen den Lehrer oder die Mutter mit der Bemerkung schätzt, daß sie doch Dampfheizung hätten. Solche Rakete zündet dermaßen, daß kein Weiser des Landes diese Aufklärung je wieder aus der Kinderseele zu löschen vermöchte.

Auch beißenden Spott vermag das Kind bei seinen Gedankengängen zu entwickeln. Wenn ein kleines Mädchen vom ersten Schulbesuch nach Hause kommt und die Mutter wissen will, wie ihm die Lehrerin gefallen habe, dann mag sie allerdings staunend vor ihrem Sprößling stehen, der ihr die Antwort erteilt: „Von dieser Lehrerin halte ich nicht viel, weil sie weiter nichts versteht, als immer auszufragen. Wenn sie alles wüßte, dann brauchte sie uns nicht zu fragen, und wenn sie es nicht weiß, dann können wir es ihr auch nicht sagen!“

Bekommt das Kind dann eine ausweichende Antwort, so ermeckt es oft den Anschein, als ob es zufriedengestellt wäre; doch in einem Augenblick, in dem niemand daran denkt, wird das Thema in unglaublichster Weise neu aufgerollt.

Wenn das Töchterchen eine Zeit lang dem Kopf des Vaters betrachtet und dann auf ihre Frage, warum der Vater so wenig Haare auf dem Kopf habe, die Belehrung erhält, er müsse so viel denken, so darf man keineswegs annehmen, daß solche anscheinend verständliche Auskunft genüge. Man darf vielmehr mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Kleine entweder sofort oder nach einiger Zeit kindlichen Grübelns plötzlich die Mutter fragt, warum sie denn eigentlich so viele Haare habe? Mit der Aufforderung, nicht so viel zu fragen oder jetzt die Schularbeiten zu machen, ist es bestimmt nicht getan. Das Kind wird immer wieder lauschen, und sich an irgend einem neu auftauchenden Begriffe eine neue Gelegenheit zum Fragen verschaffen.

Eine Mutter sprach mit ihrem Besuch darüber, daß jeder Mensch Prinzipien haben müsse. Schon hatte die Kleine einen Angriffspunkt und richtete beim Abendtisch die verblüffende Frage an ihren Vater, wer denn eigentlich dieser Prinz — Ipien sei. Die erklärenden Worte der Mutter riefen naturgemäß schallendes Gelächter hervor.

Einem Großvater, dem das Enkelkind sagt, er müsse sich einmal sein Gesicht aufplätten lassen, kann doch wohl kaum Humorvolleres passieren.

Großeltern sind regelmäßig in die Enkelkinder verliebt und lassen daher fast alles durchgehen, was ihnen geboten wird, wogegen die Beziehungen zwischen den Eltern und lebhaft nachdenkenden Kindern zeitweilig leicht kritisch werden können. Die Parteinahme der Kinder zeigt dann mancherlei Verblüffendes.

Das Söhnchen kam beispielsweise nach Hause und fand seine Eltern im heftigen Wortstreit miteinander. Beim Eintritt ließ der Kleine die Bemerkung fallen: „Ach, Herrje!“ Die Mutter nahm ihn sofort beim Arm und beförderte ihn mit fühlbarer Energie in ein anderes Zimmer, wo er sich langsam von seinem Schrecken erholen konnte. Als er durch Horchen an der Wand festgestellt hatte, daß der Streit zu Ende war und die Mutter das Zimmer verlassen hatte, schlich sich das Söhnchen leise zum Vater, blieb aber schluchzend an der Türe stehen. Auf Befragen des Vaters brachte er im ersten Augenblick kein Wort heraus. Erst auf einen energischen Anruf hin raffte sich mit Unterbrechungen

Sonne

Skizze von Elisabeth v. Aster

Unter dem warmgetönten Abendhimmel schossen Schwalben hin und wieder. Alles war in Gold getaucht: die hohen Dachfirste, die Scheiben der Giebelfenster und auch Reinardas Antlitz. Jeden Abend sah sie in den Glanz, ohne wahrzunehmen, in welch erhabener Schönheit die Sonne sank. Sanft und allmählich ließ die Dämmerung Schleier und Schleier zur müden Erde gleiten, und es kam Reinardas stille Stunde. Sie schritt hinüber zu des Gatten Arbeitsraum, der ihr nach seinem Tode ein Heiligtum ward. Scheu streifte ihr Blick die hohen Bücherregale, den Schreibtisch am Fenster. Hier hatte er gewirkt, noch atmete der Raum des Toten Wesensart. Angstvoll suchte Reinardas Seele den ihr Entrückten. Immer war ihr, als müsse sie ihn hier in der Stille des Gemaches finden. Sie hatte es ehedem selten betreten, weil jede Störung unerwünscht war. Meist hielt sie sich in den Wirtschaftsräumen auf, denn es gab viel zu schaffen. Reinarda hatte gekocht, Vorräte gesammelt, das Dienstpersonal unterwiesen. Nie hatte sie Zeit gehabt. Ihrem Gatten fehlte es indes an nichts, weil sie jedem seiner Wünsche Rechnung trug. Ihre Ehe war durchaus zufrieden gewesen. Gab es zu Beginn auch Meinungsverschiedenheiten, mit den Jahren wurden sie beide still. Jeder hatte sein eigenes Leben gelebt. Zum erstenmal gestand es sich die Frau. Fast erschreckte sie der Gedanke, an den sogleich ein anderer sich reihte: hatte sie ihres Gatten eigenstes Leben, sein Fühlen, sein Denken gekannt? Er war verschlossen, in sich gekehrt, wie auch sie ihre Sorgen für sich trug. Was mochte ihn beschäftigt haben, wenn er viele Stunden am Schreibtisch saß, wenn er einsame Wege ging, um Kräfte zur Arbeit zu sammeln.

Mechanisch fast nahm Reinarda die Schlüssel zu ihres Gatten Schreibtisch, in dem die Früchte seines regen Geistes wohlgeordnet lagen. Reinarda verstand nichts von den Schriften. Aber hier — ein kleines braunes Buch mit engbeschriebenen Aufzeichnungen, auch ein Bündel Briefe, deren Handschrift ihr fremd war! Sie öffnete den ersten Brief. „Lucinde" stand darunter, ebenso unter dem zweiten, wie unter allen übrigen. Sie überflog den ersten Brief: „. . . auch wenn ich nicht bei Dir bin", stand dort, „immer sind wir verbunden. Ich schaffe, fühle, lebe mit Dir. Trifft Dich ein Sonnenstrahl, so denke, ich huschte durchs Gemach. Oft hast Du mich Deine Sonne genannt."

„Deine Sonne", wiederholte Reinarda, ohne es zu wissen. Wann waren die Briefe geschrieben? Nicht Datum, nicht Ortsangabe enthielten sie. Zitternd durchflog Reinarda den nächsten Brief, auch die folgenden las sie in wachsender Erregung. Liebe atmeten die Blätter; Freude und Lebenslust, Mut und Zuversicht flößten sie ein. Jedes Wort barg Verstehen, tiefstes Sichversenken in die Seele des andern. „Deine Sonne", stand unter den letzten Briefen. Reinardas Herz klopfte schmerzhaft. Sie nahm das kleine Buch: „Nur kurz schien mir dieses Mal die Sonne", entzifferte sie bebend des Gatten Handschrift, „ich bin wieder daheim. Wir haben großen Hausputz. Nirgends finde ich ein ruhiges Fleckchen zur Arbeit." Weiter hieß es: „Je mehr Tage mich von den glückdurchsonnten Stunden mit Lucinde trennen, desto stärker friere ich. Unser Leben ist streng geregelt, jeder Tag zeigt ein ernstes Gesicht. Uns fehlen Lachen und Sonne, alles fehlt uns, was das Leben lebenswert macht . . ." Mit heftiger Gebärde schleuderte Reinarda das kleine Buch von sich, daß es erst gegen die Wand, dann zu Boden fiel. Sie schluchzte. Fort war ihr sanfter Schmerz um den Heimgegangenen. Zorn und Bitterkeit erfüllten ihre Seele. So war ihr alles genommen, nicht nur der Gatte, auch die Erinnerung an seine Liebe, die sie nie besaß. Betrogen war sie, Trug alles, was ihrem Leben Inhalt gegeben. Mit dem Handrücken wischte sie die strömenden Tränen fort, bückte sich, griff ungestüm nochmals nach dem Buch. Alles wollte sie lesen, den Kelch bis zur Neige leeren.

Reinarda las: „Wir müssen der Pflicht leben, Lucinde, Du und ich. Den Sonnenstrahl, der auf mein Leben fällt, soll Schuld nicht verdunkeln." Und weiterhin: „Reinarda schafft und sorgt, ein starker, rechtlicher Mensch ist sie, nur — ohne herzerwärmende Liebe. Ich leide sehr . . ." Noch immer flossen Reinardas Tränen, sanfter jedoch, nicht mehr im Zorn. „Immer sonnenloser wird mein Leben", las sie mühsam weiter, „und könnte doch licht und schön an Reinardas Seite sein. Die Schatten wachsen in mir und um mich, fast sehe ich die Sonne nicht mehr." Und ganz zum Schluß in unsicheren Buchstaben: „Lucinde starb. Nun ist die Sonne untergegangen, und mein Leben . . ." Hier brachen die Aufzeichnungen ab, keine weiteren folgten.

Abend für Abend sah Reinarda in den Glanz der scheidenden Sonne. Bewußt empfand ihre wach gerüttelte Seele die lebenspendende Sonnenkraft Ihr Auge, vom Zuviel der Dinge auf das ewige Ziel gelenkt, sah die Wunder der Schöpfung. Wenn langsam die Dämmerung Schleier um Schleier zur müden Erde sinken ließ, erschauerte die einsame Frau . . „Sie wird wiederkehren, die Sonne", dachte sie, „an jedem neuen Tag weckt sie Leben. Auch ich will zu leben beginnen. Denen, die im Schatten stehen, will ich Sonne sein."

---

chungen der Satz durch: „Siehst Du, das haben wir davon. Wie könnten wir beide leben, wenn Du diese Frau nicht geheiratet hättest!" — Tags darauf wiederholte sich dieses höchst komische Schauspiel. Er trat wieder weinend ein, und erneut danach befragt, was denn eigentlich los sei, erwiderte er in kindlich gereiztem Tone: „Ich habe eben schon wieder mit Deiner Frau Krach gehabt!"

Auch die Ungeduld äußert sich oft in humoristischer Weise. So konnte ein Junge nicht begreifen, daß sein Vater stets vor Tisch ein Stück aus der Bibel vorlas. Eines Tages raffte er sich aber doch auf, da seine Lieblingsspeise schon seit zehn Minuten auf dem Tisch stand. Er begab sich zu seinem Vater, stieß diesen sanft mit dem Arm an und flüsterte ihm zu: „Genug, Vati, Amen!" Das letzte Wort sprach er vernehmlich laut aus, und wie es schien, waren die übrigen Glieder der Familie vollständig damit einverstanden. Ein andermal äußerte er seine Ungeduld auf einem Spaziergange an einem sonnigen Wintertage. Nachdem er eine Zeit lang die Bäume beobachtet hatte, meinte er, nun würde es aber Zeit, daß die Blätter angehängt werden. Der Kleine zeigte schon früh die Eigenschaften eines Sonderlings. Als ihm eines Tages seine Tante einen Kuß geben wollte, wehrte er mit der Bemerkung ab: „Lassen wir das, dazu kennen wir uns noch nicht lange genug!"

Eines Tages machte er mit seinen Eltern einen Besuch bei einer befreundeten Familie, in der ein neuer Sprößling angekommen war. Den durfte er gerade in dem Augenblick besichtigen, in dem er aus den feuchten Windeln — noch mit etwas Puder bedeckt — herausgenommen wurde.

„Habt Ihr den schon lange?" fragte er die Mutter des Säuglings. Sie bedeutete ihm, daß er schon seit drei Monaten im Hause wär. — „Na, da habt Ihr Euch ja fein anschmieren lassen. Der ist ja ganz verschimmelt!"

Das kindlich Reine im heiteren Gewande ist eine Medizin, die Wunder wirkt, wenn tief betrübte und zermagte Gemüter an den Klippen des Lebens zu zerschellen drohen.

—⊙—

Der Säugling im Sommer

Dem Amtlichen Preußischen Pressedienst wird vom Landesausschuß für hygienische Volksbelehrung geschrieben:

Die Säuglingssterblichkeit pflegt bekanntlich stets im Sommer zuzunehmen. Dafür sind die Einwirkungen der Hitze in zwiefacher Hinsicht verantwortlich zu machen. Die Hitze wirkt zunächst ungünstig auf das Hauptnahrungsmittel des Säuglings, die Milch, ein und zwar dann, wenn die Milch nicht mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht behandelt wird. Dabei kommt weniger das Sauerwerden der Milch als schädigendes Moment für den Säugling in Frage, sondern vielmehr die durch die sommerliche Hitze bedingte Anreichung der Milch mit Krankheitsstoffen und Krankheitsgiften. Daher ist es richtig, daß die Milch nicht nur mit peinlichster Sauberkeit gewonnen, sondern daß sie abgekocht, kühl und in reinen Gefäßen aufbewahrt wird. Zu langes Kochen vernichtet allerdings auch neben den Krankheitserregern wertvolle Nährstoffe, wie z. B. die Vitamine. Deshalb soll die Milch nur kurz aufgekocht, aber dann sofort in einem kühlen Raum, am besten im Eisschrank oder aber mindestens in einer mit kühlem Wasser gefüllten Schüssel aufbewahrt werden. Daß sie durch Bedecken, am besten mit einem Drahtgitter oder dergleichen vor Verunreinigung, insbesondere durch Fliegen, geschützt werden muß, ist selbstverständlich. Das einfachste Mittel, sommerliche Erkrankungen der Säuglinge durch verdorbene Milch zu verhüten, ist die Ernährung an der Brust, die Sommer und Winter stets als die beste Säuglingsnahrung angesehen werden muß. Treten dabei Schwierigkeiten durch Milchmangel auf, so suche man diese höchstens durch Zugabe von etwas Tee oder eines Löffels Brei zu bekämpfen und vermeide besonders ein Abstillen der Säuglinge in der heißen Jahreszeit,

Der „Sommer-Säugling" ist aber auch häufig durch Verzärtelung und falsche Fürsorge von Müttern, Großmüttern, Tanten und Kinderfrauen in seiner Gesundheit gefährdet. Gerade der Säugling neigt nämlich leicht zu Ueberhitzung, zumal wenn er in enger hochgelegener Wohnung kissenbedeckt oder mit Binden eingewickelt vor jedem Luftzutritt, insbesondere vor Zugluft, ängstlich behütet wird. Die Folge dieser falschen Fürsorge ist fast stets eine Erkrankung. Man gebe vielmehr dem Säugling stets Strampelfreiheit und halte ihn möglichst in kühlem, schattigem Zimmer. Wo dies nicht möglich ist, scheue man sich nicht, Kinderbett oder Wiege auf den kühlen Flur herauszustellen. Im Bettchen sei der Säugling nur mit einem leichten Hemdchen bekleidet, und das Bett selbst enthalte nichts weiter als ein Kopfkissen, harte Matratze und leichte Decke. Dagegen hüte man sich, den Säugling der Sonne direkt lange Zeit hindurch auszusetzen, da die Gefahr einer Hitzschlag ähnlichen Erkrankung in diesem Falle besteht. Durch Innehaltung aller dieser kleinen Vorsichtsmaßnahmen wird wachsame Mutterfürsorge den Sommer-Säugling vor Krankheit oder Tod bewahren können, ist aber trotzdem eine Erkrankung eingetreten, so versuche man nicht, den Rat der Nachbarin einzuholen, sondern wende sich stets sofort an den Arzt.

Wie pflege ich meine Zimmerpflanzen?

Von Frida Vollrath.

Wer Blumen ziehen will, muß sie zunächst ein wenig kennen lernen. Meistens ist es eigenes Unverständnis, wenn diese oder jene Blume nicht gedeihen will, weil wir ihren einfachsten Lebensforderungen nicht nachkommen. Wer aber weiß, daß jede Blume ihre eigne Individualität hat, dem erschließt sich nicht nur der tiefere Sinn der Natur, sondern zum Dank für sein Verstehen wird die Pflanze gedeihen. Halbverkrüppelte bleiche, blütenlose Zimmerpflanzen zu sehen, ist ein freudloser, ja trauriger Anblick. Einige Winke zur ihrer Pflege.

Es gibt Sonnen- und Schattenpflanzen. Da gilt es also, ihnen den Standort anzuweisen, der ihrer Eigenart gemäß ist, damit weder das Blattgrün, noch die Blüte durch zweckwidriges Belichten beschädigt wird. Wir glauben gemeinhin, die Blume muß Sonne haben, doch auch hier ist es, ebenso wie beim Menschen, die Lichtempfindlichkeit, die ausschlaggebend sein muß. Wenig empfindlich und sehr leicht zu ziehen sind Geranien, Fuchsien und Pelargonien, die in keiner Beziehung anspruchsvoll oder empfindlich sind und dabei den Vorzug haben, den Winter zu überdauern. Eine Reihe andrer Blumen ist dagegen schwer haltbar, auch das Alpenveilchen, das selten die ihm notwendigen Vorbedingungen für rechtes Gedeihen im Hause findet. Das ist erklärlich, es ist keine „heimische" Blume, sondern ein Treibhausgewächs; um zur Blüte zu kommen, braucht es besondere Bedingungen. Beider Wahl des Standortes sollen wir daran denken, daß auch Blumen nur ungern ihren Platz wechseln, also möglichst wenig hin und hergetragen oder umgesetzt werden sollten. Man sagt z. B., daß die Kamelienknospe abfällt, wenn der Topf von seinem Platz bewegt wird.

Welche Erde braucht unsre Topfpflanze? Auch diese Berücksichtigung ist sehr wichtig, und wir müssen auch hier die natürlichen Verhältnisse in Betracht ziehen. Lehmboden ist für Topfpflanzen selten zuträglich. Am besten ist eine Mischung lockerer Erdarten, wodurch die Wurzeln sich leichter ernähren können. Edeltannen, Farne und Waldgewächse brauchen besonders lockere Erde, — Walderde; andre Pflanzen gemischte Erde, die man sich aus Sand, Mutterboden oder, wenn der zu hart ist, mit ein wenig Lohe dazwischen, — herstellen kann. Beim Ablegen von Pflanzen nimmt man am besten stets ein wenig Lohe unmittelbar an das Ende des Pflanzenzweigs; damit wird das Bewurzeln erleichtert, und die Wachszeit bedeutend verkürzt. Geranien, Fuchsien und Nelken lassen sich sehr leicht ablegen und selbst ziehen.

Da sich die Erde im Topf nicht erneuert, müssen wir für Ersatz und Kräftigung durch Düngung sorgen. Hier wird vielfach sehr gesündigt, wegen Unkenntnis. So wenig ein Kräftigungsmittel bei uns verallgemeinert in seiner Dosierung gegeben werden kann, so wenig bei den Pflanzen. Erstens heißt es nach Vorschrift des Mittels handeln, besonders die sog. Harndüngung ist scharf und das Pulver muß gut aufgelöst und in richtiger Weise gegeben werden. Ein Zuviel ist stets schädlich. Wenn wir plötzlich auftretende trockene Blattspitzen oder gar trockene Blätter, trotz guter Feuchtigkeit an einer Pflanze entdecken, liegt die Gefahr einer Ueberdosierung nahe. Auch gilt es, den Zeitpunkt des Düngens richtig einzuhalten, z. B. darf im Winter gemeinhin nur bei sehr wenige Pflanzen gedüngt werden, damit die Pflanze die ihre notwendige Ruhezeit einhalten kann. Sonst wird sie künstlich getrieben, das heißt, es zeigen sich dünne, blasse, wenig widerstandsfähige Schüsse und Triebe, die nutzlos sind und unnötige Kraft kosten.

Noch ein Letztes, die Bewässerung unserer Blumen. Manche Pflanzen sind äußerst wasserbedürftig, dazu gehören alle Arten Sumpfpflanzen, Orchideenarten und die meisten andern Pflanzen während der Blütezeit. Doch auch hier ist die Blume selbst die beste Lehrmeisterin. Beobachten wir ein sehr schnelles Verbrauchen des Wassers, so begießen wir bei warmem Wetter die Pflanze zweimal täglich und füllen auch den Untersatz ruhig mit Wasser. Bleibt aber stets ein Rest im Untersatz, so tun wir des Guten zuviel, d. h. die Pflanze verbraucht das Wasser nicht. Stehendes Wasser ist schädlich für die Pflanze, da hierdurch die Wurzeln leicht anfaulen. Dann gilt es die Bewässerung rationieren. Jede theoretische Verallgemeinerung schaltet bei der richtigen Blumenpflege aus, da ja Standort, Erde und andre Vorbedingungen den Einzelfall entscheidend beeinflussen.

Manche Pflanze ist sehr luftempfindlich. Nicht nur, daß sie keinen Zug, plötzliche Kälte verträgt, sie will auch nicht gedeihen, wo Gas im Zimmer benutzt oder viel geraucht wird. Auch das läßt sich nicht spezialisieren, sondern die Praxis muß uns die rechte Pflege lehren, da weniger die Pflanzenart als die individuelle Empfindlichkeit der Einzelpflanze ausschlaggebend ist.

Rückschauend erkennen wir also folgende Zweckmotwendigkeiten für die Pflege unserer Zimmerpflanzen: richtiger Standort, sorgfältige Zusammenstellung der Erde, Erhaltung der rechten Feuchtigkeit und behutsames Düngen zu gegebener Zeit.

—⊙—

Der Engel

Eine kleine Geschichte von Jo Hanns Rösler

Es war ein Frühlingsabend hell und klar. Die Vöglein sangen. Die Sonne spendete ihre letzten Strahlen. Ein Ahornbäumchen blühte. Durch grüne Anlagen schritt Frau Maria. Hand in Hand mit ihrem sechsjährigen, blondlockigen, rosawangigen Jungen.

„Wollen wir heimgehen?" fragte Frau Maria. — „Ja, Mutti."

Denn, siehe, es war ein braves Kind. Es weinte nicht, es schrie nicht, es wollte auch nicht länger spielen, noch zum Himbeereiswaffelverkäufer naschen gehen. Es sagte einfach, still und schlicht: „Ja, Mutti."

Sie gingen heim. — Sie verließen den gelben Sand, durchquerten den schwarzen Asphalt der benachbarten grauen Straße.

Plötzlich harte Signale: Hupp! Hupp! — Ein weißes Auto. Grelle Bremsen. Der Wagen schleudert nach links. Totenstille. Neugierige Hülfe. — Nichts. Die Straße ist wieder frei. Der Wagen fährt weiter.

„Mutti?" — „Ja, mein Liebling?" — „War in dem Auto nicht unser Vati?" — „Ja, mein Liebling." — „Wer war denn die schöne blonde Frau neben ihm?"

Frau Maria würgt es in der Kehle. Heiß brennen ihr die Lippen. Auf und ab wogt ihre Brust. Tränen steigen ihr in die Augen. Ihre Knie zittern. Frau Maria schreitet schneller. Stumm.

„Mutti, so sage doch! " — „Was, mein Liebling?" — „Wer war die schöne, blonde Frau neben Vati?"

Ein tiefes Stöhnen entquillt ihrer Brust.

Frau Maria sagt: „Ein Engel." — „Ein Engel? Ein richtiger Engel mit Flügel hintendran?" — „Ein richtiger Engel mit Flügeln hintendran." — „Aber, Mutti, warum bringt denn der Engel unsern Vati nicht wieder zu uns? Ein Engel muß doch wissen, daß du immer weinst." Da erzählte Frau Maria ihrem blondlockigen, rosawangigen Liebling das Märchen ihrer Ehe: „Dein Vati war einmal sehr krank. Da wanderte dein armer Vati ruhelos umher. Straßen auf und Straßen ab. Jeden Abend. Jede Nacht. Da schickte ihm eines Tages Gott einen Engel vom Himmel, einen schönen, blonden Engel. Der verstand deinen Vati und machte ihn bald wieder gesund. Und jetzt ist dein Vater ihm so dankbar, daß er nimmer von dem Engel lassen will."

Lange sagte der Kleine nichts. Endlich begann er: „Aber Mutti, so ein Engel muß doch auch wieder fortfliegen können. Unser Vati ist doch jetzt gesund, und sicher sind noch viele, viele Vatis in der Welt, die der Engel heilen könnte."

Da schlug Frau Maria ihre Arme um den Jungen, hob ihn auf, kuschelte ihr Gesicht an sein blondlockiges, rosawangiges Köpfchen und weinte.

—⊙—

Takt

Von H. H. Hutter.

Takt heißt in der Musik eine gleichmäßige Zeitabteilung in der fortschreitenden Bewegung der Töne. Da es für die musikalische Ausführung eines Tonstückes sehr wichtig ist, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es vorgetragen werden soll, so macht man seit Ende des 17. Jahrhunderts wiederholt Versuche, eine Maschine zu erfinden, mittels deren man genau angeben könnte, nach welchem Zeitmaße ein Stück ausgeführt werden soll. Die vollkommenste Maschine dieser Art, „Taktmesser" genannt, die auch allgemein Verbreitung gefunden hat, liefert der Mechaniker Nepomuk Mälzl in Wien, geboren zu Regensburg 1772, gestorben 1838. Dilettanten der Musik, die den anderen die „Musikalität bis in die Fingerspitzen" neiden haben es also immerhin noch gut: mittels des Taktmessers und des angenehmen Hinweises: „Andante, Adagio, Presto, Allegro" ist es ihnen möglich, das richtige Zeitmaß wenigstens leidlich einzuhalten.

So herrlich ist es in der Musik eingeteilt. Wenn es im Leben doch nur halb so einfach wäre! Manche Menschen bedürften so dringend eines „Taktmessers" wenngleich sie diese Notwendigkeit, auf dem Piedestal ihrer Selbstherrlichkeit stehend, sicherlich entrüstet ablehnen würden; unbegreifliche Kurzsichtigkeit, der die Einsicht des vorhandenen Mankos fehlt.

„Takt": die gefahrvolle Klippe in den Beziehungen von Leuten, die letzten Endes dann doch erbarmungslos zwischen Szylla und Charybdis im Unvermögen taktvollen Einfühlens ertrinken — die schmale Brücke feinsinnigen Verstehens, an der auch Menschen zerbrechen, erfährt eine wundervolle Definition durch Spengler: „Takt (im allumfassenden Sinne) ist alles, was sich auch mit Richtung, Zeit, Rhythmus, Schicksal, Sehnsucht, umschreiben läßt, ohne Distinktion eines Gespanns von Rassepferden und dem dröhnenden Schritt begeisterter Heere an bis zu dem schweigenden Sichverstehen zweier Liebenden dem gefühlten Takt einer vornehmen Gesellschaft."

So einzigartig diese Auslegung des „kosmischen Taktes" ist, so „weltfremd", so sehr fremd ist sie unsrer Zeit, in der nur wenig Raum ist für das Gefühl, das lächerlicher Ballast, von einer Generation mechanisierter Geldmenschen längst über Bord geworfen wurde mit der Geste der Nichtachtung für Ueberflüssigkeiten, wie der Takt eine solche in ihren Augen darstellt.

Takt und — Takt. Zwei Begriffe, die sich zueinander ungefähr so verhalten wie Vornehmheit zu Distinktion. Eine Frau kann von atemberaubender Eleganz sein (die sich ja erlernen, die sich kaufen läßt) ohne distinguiert zu wirken. Distinktion, das ist jenes undefinierbare „Etwas", jenes Fluidum von angeborener Vornehmheit und Eleganz, das eine Dame in einfachem Schneiderkostüm ausstrahlt, während das Modell aus der Rue de la Paix nicht gleichermaßen imstande sein muß, jenen einmaligen, seltenen Eindruck zu erwecken. Distinktion besitzt man oder . . . besitzt sie nicht. Sie läßt sich nicht erlernen. Nicht der fabelhafteste Schneiderkünstler kann sie komponieren, sie in der Facon „hineindichten", keine „Schule der Grazie" kann sie vermitteln. Der „Takt nach dem Schema F" ist auch jenen gelaufig, die trotzdem nicht von sich behaupten können, taktvoll zu sein. Es ist wie mit der Eleganz: „Der Takt ist erkauft, erlernt, wie man den — Knigge für alle Lebenslagen studiert", wie man sich zu merken hat, daß man das Messer nicht zum Munde führen darf, wie man Hummer oder Spargel ißt.

Takt aber ist — gleich der Distinktion — unendlich mehr! (Es wird schwer sein, es den „Erlernt-Taktvollen" begreiflich zu machen.) „Takt" ist, wie Gutzkow sagt, „der Verstand des Herzens". Herzenstakt aber bei Maschinenmenschen zu suchen, wäre sträflicher Optimismus. Diese „Menschen" sind derart von ihrer persönlichen Unfehlbarkeit überzeugt, daß sie des Taktes einfach nicht bedürfen. Wahrscheinlich deshalb ist er ihnen abhanden gekommen, wenn jemals ein kümmerlicher Ansatz dazu vorhanden war. Ihren Taktlosigkeiten aber — mögen es ungewollte Unhöflichkeiten oder gewollte Brüskierungen sein — ist man wehrlos ausgesetzt. Man kann nur eines tun: diese Leute bedauern ob des Mangels an „Verstand des Herzens", der sich, sehr zu ihrem Schaden, leider nicht erlernen läßt.

Der gute, brave Nepomuk Mälzl! Er hat den Taktmesser, eine maschinelle Einrichtung für die wundervolle Offenbarung aus menschlichem Herzen, die Musik, erfunden. Für den Menschen von heute und morgen aber, der, gepreßt und erdrückt vom Rhythmus einer rasenden Zeit, bald nur mehr einen Motor in der Brust und eine tote chemische Formel im Kopf haben wird, sollte man eines erfinden: das Herz. Der Takt, momentan etwas in Verruf und Vergessenheit geraten, könnte dann zum Besten vieler wieder „modern" werden — ein Grund immerhin, sich seiner vielleicht zu erinnern.

—⊙—

Strandburgenwettbewerb

Eine Sommererinnerung.

Von Lu Wagener-Leba.

Prämiierung der besten Strandburgen am . . nachmittags 5 Uhr. 1. Preis 1 Marzipantorte, 2. Preis 1 Flasche Sekt . . . „Bubi" brachte die Neuigkeit mit großen, glänzenden Augen nach Hause. Tags darauf begann ein katastrophales Arbeiten, Schippen, Graben, Messen, Gießen am Strande. Die sonst so friedlichen Nachbarn waren über Nacht zu Konkurrenten geworden. Neugierig oder auch giftig blickte man nach dahin und dorthin. Pa, was das wohl werden sollte! Und mit wahrem Triumphgefühl im Busen ging man aufs Neue ans Werk. „Auf die Idee kommts an, ganz allein auf die Idee" sagte Papa im Flüsterton mit Amtsmiene, während Mama die Ansicht vertrat, daß es doch hieße „die schönste Strandburg . . ." Bubi schien auf die Dimension den größten Wert zu legen, bis Papa ein Machtwort sprach: Ein Krokodil muß es werden! Das ist originell! Kein andrer wird diesen genialen Einfall haben!" Papa fertigte den Umriß an, das war schon ein Schritt zur Vollendung. Bubi sollte fortfahren. Der wußte aber nicht viel mehr von einem Krokodil, als daß es Menschen fressen könne. Toni, das ostpreußische Kindermädchen mit den immer fragenden Augen, wurde für drei Stunden von ihrem Amte dispensiert, um „schippen" zu helfen. Mama wurde sehr nahegelegt, daß das Buch aus der Leihbibliothek nicht fortliefe, daß aber die eventuelle Marzipantorte nur demjenigen winke, der im Schweiße seines Angesichtes . . . Bubi wurde im Strandkorb wie in einem Flugzeug festgeschnallt, damit es nicht das große Werk „zertrampele". — — — —

Das Krokodil war vollendet. Wenigstens in Papas Augen. Ein Unparteiischer konnte alles möglich andre draus erkennen, vom unbekannten Sagentier bis zum etwas mißratenen Zeppelin. Der Kreis der vermeintlichen Bewunderer, die das Meisterwerk umstanden, und die Papas Siegerblick von Zeit zu Zeit wie ein Schwertstreich streifte, riet und riet, ohne auf die Lösung zu verfallen.

Die Stunde der Entscheidung nahte. Strahlender Sonnenschein lachte vom blauen Himmel auf die frohbewegten Menschenkinder herab, die noch letzte Hand an ihr Werk legten, lachte über die Großen und Kleinen, die mit mehr oder weniger Herzklopfen dem Entscheid entgegenharrten. — Papa trat mit verschränkten Armen 15 Schritte zurück auf einen benachbarten Sandberg, der gerade unbewacht war, um von dieser Höhe herab einen Gesamteindruck seines Schaffens zu gewinnen. Er war zufrieden. „Sie hätten auch besser getan, eine Ananastorte auszusetzen, du machst dir ohnehin nie etwas aus Marzipan, wie?" fragte er zu Mama hinüber. Dann ging sein Blick zum Himmel, an dem die Sonne sich eben ohne jede Veranlassung hinter Wolkenmauern, die irgendwoher gewandert waren, verbarg. Zugleich setzte ein böiger Wind ein, fast wie zum Schabernack all denen, denen die Sekunden zu Stunden wurden. Hui — lustig wehte der weiße Dünensand von Westen her über all die Herrlichkeiten hinweg, nicht einmal vor dem Krokodil Halt machend. Papa ward ernstlich böse. Sollte in letzter Minute sein Werk zerstört werden? Bubi kriegte ein paar hinter die Ohren, warum, blieb ihm selbst unklar. Mama mußte einen vernichtenden Blick quittieren, und das Kindermädchen mit den — siehe oben — floh aus dem Bereich des Wunderwerkes in weiser Voraussicht kommenden Unheils. Papa klopfte mit der flachen Hand hier und dort, gu